

SALUTOGENESE IN DER FAMILIENPÄDAGOGIK

Michael Domsgen

Der Einfluss der Familie auf die Entwicklung des Einzelnen ist kaum zu überschätzen. Die hier erhaltenen Prägungen sind so grundlegend, dass sie ein Leben lang relevant bleiben. Insofern ist es durchaus folgerichtig, dass auch Überlegungen zur Salutogenese im Raum der Kirche auf diesen Lernort zurückgehen. Zugleich jedoch ist bereits an dieser Stelle eine gewisse Zurückhaltung anzumahnen. Denn die Familie als grundlegende Sozialisationsinstanz lässt sich nur in begrenztem Maße steuern und beeinflussen. Anders als explizit pädagogische Bemühungen, wie sie beispielsweise in speziell dafür geschaffenen Lernorten wie der Schule realisiert werden können, stößt pädagogisches Handeln bei Familien oft an Grenzen. In gewisser Weise entzieht sich Familie nämlich einer Pädagogisierung. Das gilt für Impulse im Rahmen der Gesundheitserziehung ebenso wie für religiöse Angebote aus dem Raum der Kirche. Eine Vergewisserung dessen kann zu einer realistischen Sicht auf Chancen und Grenzen familienpädagogischer Arbeit in salutogenetischer wie kirchlicher Perspektive verhelfen. Zugleich wird auf dieser Grundlage deutlich, wie fruchtbar ein wechselseitiger Bezug beider Diskurse sein kann.

1. FAMILIENPÄDAGOGIK ALS RISKANTES UNTERNEHMEN

Dass der Begriff Familienpädagogik bisher im Fachdiskurs nur sehr eingeschränkt verwendet wird, hängt auch damit zusammen, dass Familie und Pädagogik nur teilweise zusammengehen. Der Begriff selbst markiert dabei Anspruch und Grenze zugleich. Einerseits impliziert er eine Hochschätzung der Familie. Denn nur das, was wirklich wichtig ist, wird mit einer eigenen Pädagogik versehen. Andererseits jedoch birgt der Begriff eine Krisendiagnose. Denn pädagogisches Handeln kann als »ein Terminus genommen werden, der den epochalen Verlust fragloser Sicherheit im Erziehen anzeigt«.¹ Wer also eine Familienpädagogik fordert, geht davon aus, dass familiales Leben mit Blick auf bestimmte Zielperspektiven verbessert werden müsse. Das gilt übrigens auch dann, wenn man – ganz im Sinne der Salutogenese – bei den vor-

¹ HÖRSTER (2010), 35.

handenen Potentialen ansetzen und Familie bewusst nicht defizitär beschreiben will. Dazu kommt, dass Familien soziale Systeme sind, die mit Blick auf außerfamiliale Impulse relativ autonom agieren, wobei jede Familie eigene Maßstäbe in der Auseinandersetzung mit Einflüssen hat, die von außen an sie herangetragen werden. Familien sind also nicht vollständig autonom. Die Anforderungen der Arbeitswelt oder der Schule prägen sie durchaus. Nur geschieht das in jeder Familie nach spezifischen Mustern, die multifaktoriell bestimmt werden. Familien sind also gesamtgesellschaftlich gesehen Bereiche mit einer »Eigengesetzlichkeit«.² Das führt zu einer Zurückhaltung und bisweilen auch Resistenz gegenüber Eingriffen jeglicher Art. Selbst in autoritären Systemen verstehen Familien ihren Eigensinn zu wahren. Insofern ist von vornherein eine Zurückhaltung gegenüber allen Konzepten geboten, die von außen in familiäre Prozesse eingreifen wollen. Dazu kommt, dass pädagogische Bemühungen per se in der Gefahr stehen als etwas verstanden zu werden, was der familialen Spezifik zu widersprechen scheint. Denn »unabhängig vom Erziehungsstil der Eltern oder der Familienform handelt es sich bei der Sozialisation in der Familie auf keinen Fall um einen Prozess, der in erster Linie als Erziehung, d. h. als intentionale pädagogische Unternehmung zu verstehen ist. Vielmehr ist die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes, sein Selbstwertgefühl, sein Vertrauen in die eigene Kompetenz primär ein Ergebnis dessen, was in den selbstverständlichen, alltäglichen Interaktionen »zwischen den Zeilen«³ geleistet wird.«³ Pädagogische Bemühungen müssten also im Alltagsleben angesiedelt sein. Dies jedoch »lässt sich nicht rationalisieren und auf bestimmte Ziele zuschneiden, weil sich sein Sinn erst im Vollzug konstituiert.«⁴ Die dabei anzutreffenden nicht explizit intentional angelegten Elemente der Eltern-Kind-Beziehung sind durch öffentliche Erziehungseinrichtungen wie Kindertagesstätten oder Schulen nicht substituierbar. Kompensationen sind also nur sehr eingeschränkt möglich. Insofern bleibt nur, Impulse für und mit Familien zu geben, allerdings in dem Wissen, dass Familien die Tendenz in sich tragen, sich diesen Impulsen zu entziehen, wenn sie den innerfamilialen Einstellungsmustern nicht entsprechen.

Wer im Feld von Familie eine Pädagogik anstrebt, hat sich dies von vornherein vor Augen zu führen. Vor diesem Hintergrund ist Familienpädagogik nur denkbar als eine auf jede einzelne Familie abgestimmte pädagogische Intervention, bei der die Ziele in Auseinandersetzung und Abstimmung auf spezifische familiäre Prägungen definiert und angestrebt werden. Geschieht dies nicht, besteht sogar die Gefahr, dass genau das Gegenteil dessen erreicht wird, was eigentlich intendiert wurde. Demonstrieren lässt sich dies am Beispiel des populären englischen Koches Jamie Oliver, der sich vor einigen Jahren um die gesunde Ernährung britischer Schulkinder verdient machen wol-

² KAUFMANN (1995), 161.

³ SCHÜTZE (2010), 179.

⁴ SCHÜTZE (2010), 179.

lte, indem er öffentlichkeitswirksam eine Kampagne für gesundes Schulessen initiierte. Allerdings stellte er diese nach kurzer Zeit wieder ein. Gescheitert war er an zwei Müttern, »die in einer eindrucksvollen medialen Inszenierung Hamburger und Fisch und Chips durch die Schultorgitter schieben, um sicher zu stellen, dass ihre Kinder den Schultag nicht hungrig verbringen müssen.«⁵ Es war genau die von Jamie Oliver angestrebte Abkehr von gängigen Ernährungsgewohnheiten im Fast-Food-Bereich, die als unzumutbar verstanden wurde, weil sie aus der Sicht der Betroffenen die eigene Autonomie in nicht tolerierbarer Weise einschränkte.

An diesem Beispiel lässt sich gut aufzeigen, dass familienpädagogische Interventionen um ihrer selbst willen in besonderer Weise ergebnisoffen zu gestalten sind. Zudem ist immer auch das Risiko verfehlter Instruktionen im Blick zu behalten. Schließlich ist daran zu erinnern, dass die immer stärkere Pädagogisierung Eltern unter Druck setzt, den damit gesetzten Parametern zu entsprechen. Dies kann einerseits dazu führen, dass Väter und Mütter ihre Kinder überfordern, indem sie alle Vorgaben möglichst frühzeitig umzusetzen versuchen. Andererseits kann es zu einer völligen Entkopplung von solchen Vorgaben kommen, indem man meint, dem sowieso nicht genügen zu können bzw. zu müssen. Auf alle Fälle hat sich Familienpädagogik deutlich stärker als die Elementar- oder Schulpädagogik im Feld der Sozialisation zu bewegen. Deutlich vor Augen tritt das auch in salutogenetischer Perspektive.

2. FAMILIENPÄDAGOGIK IN SALUTOGENETISCHER PERSPEKTIVE

Dass der Familie auch im Feld von Gesundheit und Krankheit eine besondere Bedeutung zukommt, steht gänzlich außer Frage. Peter-Ernst Schnabel spricht dabei von einem »ambivalent funktionale(n) System«, das seine »Mitglieder krank, gesund oder auch beides zu unterschiedlichen Zeiten machen kann.«⁶ Damit bringt er gut auf den Punkt, dass Familie sowohl gesundheitsförderndes Potential als auch gesundheitsgefährdende Risiken in sich trägt. Dabei lässt sich nicht eindeutig sagen, welche Faktoren im Einzelnen unter welchen Voraussetzungen patho- bzw. salutogenetisch wirken. Klar ist bisher nur, dass ein negativer Zusammenhang zwischen relativer Armut, geringer Bildung, einem niedrigen Sozialstatus, der Stabilität und Sozialisationsfähigkeit von Familien und den Selbstverwirklichungschancen der einzelnen Mitglieder besteht.⁷ Allerdings gibt es hier keinen Determinismus. Noch ist die Forschung »weit davon entfernt, verlässliche Angaben über den jeweiligen Stellenwert der einzelnen Faktorengruppen in der Familien-Pathogenese zu ma-

⁵ HILDENBRAND (2010), 68.

⁶ SCHNABEL (2010), 29.

⁷ Vgl. SCHNABEL (2010), 28.

chen.«⁸ Ausschlaggebende Variablen sind der soziale Status, der Bildungsgrad, die familial eingespielten Kommunikationsformen, die Belastungsbilanz einzelner Mitglieder, das Wohnumfeld, die soziale Teilhabe und die jeweils erreichbaren Kompensationsmöglichkeiten im Lebensumfeld der Familien. Allerdings können sie teilweise durch innerfamiliäre Ressourcen aufgefangen werden. Überhaupt lassen sich an dieser Stelle kaum generalisierende Aussagen machen. »In der Realität haben wir es oft mit zahlenmäßig schwer zu beziffernden Mischtypen zu tun, in denen negative Binneneffekte durch Unterstützung von außen, oder negative Außeneffekte durch besondere Leistungen des Systems Familie oder einzelner seiner Mitglieder kompensiert werden.«⁹ Ebenso ist es möglich, dass das Wohlergehen des einen durch Extraleistungen und damit auch Extrabelastungen (bis hin zu Erkrankungen) eines anderen Familienmitglieds erkauft werden muss.

Grundlegend dafür ist, dass alle oder zumindest einzelne Mitglieder der Familie über eine Grundorientierung verfügen, die Antonovsky als Kohärenzgefühl bezeichnet und »die ausdrückt, in welchem Ausmaß man ein durchdringendes, andauerndes und dennoch dynamisches Gefühl des Vertrauens hat, daß 1. die Stimuli, die sich im Verlauf des Lebens aus der inneren und äußeren Umgebung ergeben, strukturiert, vorhersehbar und erklärbar sind; 2. einem die Ressourcen zur Verfügung stehen, um den Anforderungen, die diese Stimuli stellen, zu begegnen; 3. diese Anforderungen Herausforderungen sind, die Anstrengung und Engagement lohnen.«¹⁰ Noch ist nicht eindeutig erforscht, wie das Kohärenzgefühl entsteht oder weitergegeben wird. Der »Wissensstand über die Prozesse der Gesundheitsproduktion in verschiedenen Familienformen ist wenig präzise.«¹¹ Zudem stellt sich angesichts grundlegender gesellschaftlicher Veränderungsprozesse (z. B. Beschleunigung des Lebenstempos, neue Zeitrhythmen, Vorgaben des Arbeitsmarktes, gestörte Work-Life-Balance), die den familialen Bereich maßgeblich prägen, die grundsätzliche Frage, »ob eine Förderung von Gesundheit im Sinne von Antonovskys Konzeption [...] überhaupt möglich ist, ohne strukturelle Einflussgrößen wie die Lebens- und Arbeitswelt mit den daraus resultierenden Lebensgestaltungsformen weit systematischer zu berücksichtigen als dies bisher der Fall ist.«¹² Eine Familienpädagogik in salutogenetischer Perspektive wird deshalb die einzelne Familie in ihrer Spezifik zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen machen müssen, ohne jedoch darüber die gesamtgesellschaftlichen Herausforderungen aus dem Blick verlieren zu dürfen. Antonovsky stellt das handlungsfähige Subjekt in den Mittelpunkt seiner Überlegungen. Allerdings ist das Potential zur Handlungsfähigkeit eben auch vorstrukturiert. Insofern wird

⁸ SCHNABEL (2010), 29.

⁹ SCHNABEL (2010), 30.

¹⁰ ANTONOVSKY (1997), 36.

¹¹ OHLBRECHT / SCHÖNBERGER (2010), 11.

¹² OHLBRECHT / SCHÖNBERGER (2010), 13.

Familien in prekären Lebenslagen besondere Aufmerksamkeit zu schenken sein. Denn klar ist, dass ärmere Familien Gesundheit und Wohlergehen weniger als selbst herzustellendes Gut wahrnehmen.

»Selbstsorge und Resilienzpotentiale als instrumentelles Selbstverhältnis, das sich als präventives Verhalten deuten lässt, können diese Familien seltener entwickeln als diejenigen aus bildungsnahen Mittelschichten bzw. entwickeln [sie; M.D.] Resilienzpotentiale, die als solche nicht erkannt werden, da sie den Erwartungen der Mittel- und Oberschicht nicht entsprechen.«¹³ Nicht jedes Resilienzpotential ist schließlich in salutogenetischer Perspektive auch förderlich und hilfreich.

Davon abgesehen gilt jedoch für alle Familien, dass »die Höhe der kommunikativen Kompetenzen, die ein Mensch lebenslang erwirbt und in mehr oder weniger Gewinn bringenden Auseinandersetzungen mit Anderen einzusetzen vermag, mit der Fähigkeit verbunden ist, ein selbstverantwortetes, subjektiv befriedigendes, eigene und fremde Bedürfnisse miteinander in Einklang bringendes Leben zu führen, welches der eigenen Gesundheit förderlich ist, ohne die Gesundheit anderer zu gefährden.«¹⁴ Vor allem in den Frühphasen der Sozialisation bedarf es kommunikativer Kompetenzen, um die Entwicklung des Kindes begleiten zu können. Potentiale zur Bewältigung von Krisen und Herausforderungen entstehen vor allem dann gut, »wenn das elementare Grundbedürfnis von verstehender Resonanz eines heranwachsenden Kindes befriedigt wird.«¹⁵ Die Gewissheit, auf die Unterstützung naher Bezugspersonen vertrauen zu können, gehört zu den »wichtigsten Ressourcen und ist ein bedeutsamer Gesundheitsfaktor«¹⁶. Voraussetzungen dafür sind Liebe, Zuwendung und Zärtlichkeit in verlässlichen Beziehungen. Anregende Spiel- und Lernumwelten sowie selbstwertstärkende Erziehungsstile sind grundlegend.

Die sich im Lebenslauf einer Person entfaltenden Handlungsspielräume und Kompetenzmuster lassen sich unter dem Begriff der Autonomie zusammenfassen. Familie operiert immer »im Kontext von Verbundenheit und zugestandener Autonomie«.¹⁷ Die Entwicklungspsychologie spricht hier von »Metaentwicklungsaufgaben, welche die im Familienlebenszyklus alters- und situationsspezifisch auftretenden Familienentwicklungsaufgaben überlagern.«¹⁸ Dabei ergänzen sich familiär-gemeinschaftliches und individuelles Handeln nicht immer problemlos. Eine Phase, in der dies besonders deutlich zu Tage tritt, ist die Adoleszenzzeit. Aber vom Grundsatz her gilt das auch für die anderen Lebensaltersphasen der Kinder. Eine Folge ist, dass die sich im bis-

¹³ OHLBRECHT (2010), 56.

¹⁴ SCHNABEL (2010), 31.

¹⁵ KRAUSE / LORENZ (2009), 76.

¹⁶ KRAUSE / LORENZ (2009), 73.

¹⁷ SCHNEEWIND (1995), 165.

¹⁸ SCHNEEWIND (1995), 165.

herigen Beziehungsprozess eingepegelte Balance von Verbundenheit und zugestandener Autonomie auf eine harte Probe gestellt wird und ein neues Austarieren dieser Variablen erforderlich ist.

Neben der Identitätsentwicklung spielen in salutogenetischer Perspektive auch diejenigen biographischen Bezugsgrößen eine Rolle, die den Umgang mit dem Körper sowie mit Krankheit und Gesundheit in ausdrücklicher Weise betreffen. So lassen sich in den Familien unterschiedliche »Muster des Spielens, Essens, Wohnens, des Urlaubsmachens, der Körperpflege, Wochenendgestaltung u. a. kulturelle Lebensäußerungen« aufzeigen, »von denen sich Familienmitglieder in ihrer alltäglichen Lebensführung leiten lassen«¹⁹ und die eine das ganze Leben mit bestimmende Kraft haben. Sie sind zum großen Teil mit dafür verantwortlich, welche salutogenetischen Impulse herangelassen werden und können erklären helfen, warum beispielsweise »von der Gesundheitskultur der Mittelschicht geprägte und von Experten ohne Beteiligung der Adressaten konzipierte Maßnahmen vorbeugenden Versorgungshandelns ausgerechnet bei denjenigen Bevölkerungsteilen am wenigsten ankommt, die ihrer aufgrund einer ungünstigen Lastenbilanz am meisten bedürfen.«²⁰ Will man hier vorankommen, ist einer »Logik der Anerkennung«²¹ zu folgen. Familien mit Kindern in prekären Lebenslagen dürfen »nicht nach einem absoluten Maßstab von Normalität eingeschätzt werden.«²² Vielmehr ist »ihre eigene Normalität sowie die Normalität ihres Milieus zu respektieren.«²³ Von dort aus ist danach zu fragen, »was diesen Familien an Autonomiepotentialen zugemutet werden kann.«²⁴ Schließlich geht es bei allen familialen Interventionen immer auch um die eigene Identität und eine Infragestellung des eigenen Lebensstils. Sind dann die innerfamilialen Einstellungsmuster nicht auf eine grundsätzliche Wertschätzung des Pädagogischen gerichtet, bleiben die Interventionen erfolglos oder verkehren sich sogar in ihr Gegenteil.

Ob man aufgrund dieser Ausgangslage explizite salutogenetische Impulse in ihrer Wirksamkeit generell in Frage stellen muss, hängt auch von der weiteren Entwicklung ab. Zum einen gibt es bisher nur sehr wenige programmatische Ansätze, die sich um die Frühförderung in und mit Familien bemühen. Eine Verstärkung solcher Bemühungen könnte auch zu einer verbesserten Rezeption führen. Zum anderen braucht es weiterer Projekte zur Erforschung der Gesundheitspotentiale in den Familien. Auf diese Weise könnte klarer werden, wo mögliche Anknüpfungspunkte liegen könnten. Allerdings ist bereits jetzt schon klar, dass eine »Förderung von Gesundheit und von Handlungskompetenzen bei Eltern und Kindern« nur dann erfolgversprechend ist,

¹⁹ SCHNABEL (2010), 40.

²⁰ SCHNABEL (2010), 42.

²¹ HILDENBRAND (2010), 82.

²² Ebd.

²³ Ebd.

²⁴ Ebd.

»wenn diese als eine umfassende Förderung von Verwirklichungschancen verstanden wird.«²⁵ Erschließt sich diese Dimension nicht, ist die Wahrscheinlichkeit des Misslingens der pädagogischen Intervention sehr hoch.

3. FAMILIENPÄDAGOGIK IM RAUM DER KIRCHE

Die Herausforderungen pädagogischer Arbeit mit Familien im Raum der Kirche sind nicht völlig andere als die bereits skizzierten Problemlagen einer Familienpädagogik in salutogenetischer Perspektive. Allerdings ergibt sich durchaus eine Spezifik, insofern die Beweggründe für eine Zuwendung zur Familie unterschiedlich motiviert sein können. So kann kirchliche Arbeit mit Familien zum einen stärker mit Blick auf die Familien und ihre allgemeinen Bedürfnisse erfolgen, also aus dem öffentlichen Auftrag der Kirche heraus mit der damit gegebenen Verantwortung für gelingendes Aufwachsen aller Menschen (Stichwort: Gemeinwesenorientierung). Zum anderen kann der Blick stärker auf die Gemeinden mit ihren speziellen Anliegen der Weitergabe des christlichen Glaubens im Generationenzusammenhang und der Entwicklung der christlichen Gemeinde (Stichwort Gemeindeorientierung) gerichtet werden. Beide Schwerpunktsetzungen sind jeweils theologisch und pädagogisch gut begründbar. Sie hängen miteinander zusammen, können nicht voneinander getrennt werden und bedingen sich wechselseitig.²⁶ Grundlegend dabei ist, familiales Leben als eigenständigen Wert zu respektieren und zu würdigen. Familie darf nicht funktionalisiert werden, beispielsweise indem sie lediglich unter dem Gesichtspunkt der »Sicherung der Humanressourcen« (in gesellschaftlicher Perspektive) oder der Mitgliedergewinnung (in kirchlicher Perspektive) Berücksichtigung findet.

Bei einer so orientierten Familienarbeit rücken die Beziehungen der Familienmitglieder zueinander in das Blickfeld des Interesses. Weniger geht es in normativer Weise um die Frage nach bestimmten Familienformen. Eine christliche Familienpädagogik wird deshalb vor allem zwei Felder bedenken: Einerseits die Stärkung der Familienbeziehungen im Sinne von Verlässlichkeit, Verfügbarkeit und Vertrauen insbesondere der Mütter und Väter (und weiterhin auch anderer Erwachsener wie Großeltern und Paten) im Verhältnis zu ihren Kindern und andererseits die Förderung der Persönlichkeitsentwicklung der einzelnen Familienmitglieder (Ich-Orientierung).

Grundlegend dafür ist eine umfassende Sicht auf den christlichen Glauben als identitätsstiftende Praxis, die nicht nur einen klar abzugrenzenden Bereich (z. B. den der rituellen Handlungen) betrifft, sondern die Entwicklung

²⁵ OHLBRECHT / SCHÖNBERGER (2010), 14.

²⁶ Zur Explizierung der Begründungsstrukturen vgl. DOMSGEN (2006); zu den Konsequenzen bei der Profilierung kirchlicher Arbeit vgl. DOMSGEN (2012); DOMSGEN, Kirche (2014).

einer Persönlichkeit, die sich bejaht weiß und sich frei entfalten kann. Eine solche Entwicklung geschieht nicht einseitig, sondern im wechselseitigen Prozess zwischen Bezugspersonen. Auch Familienbeziehungen müssen sich wandeln, um den einzelnen Familienmitgliedern Raum zur Persönlichkeitsentfaltung geben zu können. Je nach Familienphase sind die Herausforderungen verschieden. Deshalb kann es auch kein Angebot für die Familie, sondern nur Angebote für Familien geben. Aus einer solchen Grundlegung ergeben sich unterschiedliche Schwerpunktsetzungen. Gemeinwesenorientierte Familienarbeit wird Angebote unterbreiten, die vorrangig der Logik der Familien folgen (z. B. Hausaufgabenbetreuung, Angebote zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Unterstützung der Bildungs-, Erziehungs- und Betreuungsaufgaben). Zielpunkt ist dann, die erzieherische Kompetenz zu stärken und das familiäre Miteinander positiv zu gestalten und zu beeinflussen. Gemeindeorientierte Eltern- und Familienarbeit steht primär in der Logik der Gemeinde (z. B. Familiengottesdienste) und ist auf sie bezogen. Ziel ist, die religiöse Kompetenz zu stärken und den christlichen Glauben als familienstützendes Element deutlich werden zu lassen.

Beide Perspektiven haben ihr Recht und dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden. Sie können durchaus auch zusammenfallen, müssen es aber nicht. Entscheidend jedoch ist, dass die sich daraus ergebene Spannung nicht einseitig aufgelöst wird. Bisher werden Familien in der Kirche schwerpunktmäßig nur in einer bestimmten Familienphase in den Blick genommen. Dies ist die Phase der jungen Familien mit kleinen Kindern. Zu wenig wird dabei berücksichtigt, dass die familialen Beziehungen den Lebenslauf insgesamt bestimmen. Die Prägung der Biographie durch »lebenslange Beziehungen mit Eltern und Großeltern bei gleichzeitiger Selbständigkeit von frühster Jugend an«²⁷ ist bisher gemeindlich nicht ausreichend aufgenommen worden. Zwar ist in jüngster Zeit ein verstärktes Interesse an der Herkunftsfamilie als Familie mit kleinen Kindern zu beobachten, die weiteren biographischen Prägungen durch familiäre Beziehungen sind jedoch noch zu wenig bearbeitet. Zu denken ist hier an die Bedeutung der Großeltern für die Entwicklung von Enkeln, aber auch an das Problem der Betreuung und Pflege alt gewordener Eltern.

Konzeptionell und begrifflich aufgenommen werden könnte dies durch eine Differenzierung zwischen einer Familienarbeit im engeren und weiteren Sinn. Familienarbeit im engeren Sinn bezieht sich auf die Familienphasen von der Familiengründung bis hin zur Selbstständigkeit der Kinder. Primär, aber nicht ausschließlich geht es dabei um das Sozialsystem als Ganzes. Traditionell liegt hier der Schwerpunkt bisheriger kirchlicher Arbeit. Familienarbeit im weiteren Sinn nimmt die Menschen in ihrer familialen Verankerung in den Blick, denn Eltern-, Kind- und Geschwister-Sein bleiben ein Leben lang prägende Kategorien, wenngleich sie in ihrer Bedeutung im Lebenslauf unterschiedlich stark gewichtet werden und inhaltlich bestimmt sind. Primär ste-

²⁷ BERTRAM (1996), 77.

hen die Einzelnen im Fokus. Insofern handelt es sich hier um eine Perspektive, die erweiternd zu der eben genannten hinzukommt und gleichzeitig darüber hinaus weist. So lässt sich beispielsweise Seniorenarbeit unter der Familienperspektive im weiteren Sinn neu bestimmen (Großeltern-Enkel-Beziehung).

Bei alledem gilt es, sich der eingangs skizzierten Problematik bewusst zu sein. Familien besitzen einen »deutlichen Eigensinn«.²⁸ Sie rezipieren kirchliche Angebote nur dann, wenn sie in ihre eigene Logik hineinpassen, wenn die entsprechenden Angebote für sie plausibel sind. »Und dies wird vor allem dann der Fall sein, wenn Familien darin ein Unterstützungsangebot für sich selbst erkennen können. Familien sehen sich heute mit einer Fülle von Aufgaben konfrontiert, die sie häufig als Überlastung erfahren. Was in dieser Situation nicht als Unterstützung oder Entlastung wahrgenommen werden kann, wird deshalb leicht beiseite geschoben.«²⁹ Die Kirchen stehen damit vor der Herausforderung, die eigene Logik und diejenige der Familien miteinander zu verschränken und nicht einseitig aufzulösen. Die entscheidende Frage ist dann, »ob die kirchlichen Deutungsschemata und symbolischen Handlungen [den Menschen] helfen, zu verstehen und selbst verstanden zu werden, ob sie ihnen helfen, ihre Interaktionen fortzuführen und ihre jeweilige Lebenssituation zu bestehen, symbolisch zu markieren und fest zu begehen«.³⁰ Das Potential dafür ist zweifelsohne gegeben.

4. FAMILIENPÄDAGOGIK IM RAUM DER KIRCHE IN SALUTOGENETISCHER PERSPEKTIVE

Bereits in den vorherigen Ausführungen ist immer wieder deutlich geworden, wie eng teilweise die religionspädagogischen und salutogenetischen Diskurse im Feld der Familienpädagogik beieinander liegen. Das liegt zum einen an gemeinsamen strukturellen Herausforderungen. Die Familie erweist sich sowohl für die Herausbildung und Entwicklung von Religiosität als auch für die Gesunderhaltung und den Umgang mit Belastungen als grundlegend. Das zeigen biographische Dekonstruktionen in eindrücklicher Weise.³¹ Insofern verwundert es nicht, dass in beiden Diskursen die Familie zunehmend an Aufmerksamkeit gewinnt. Teilweise jedoch führt dies in eine familienpädagogische Sackgasse, so zum Beispiel, wenn Familien mit »Verantwortungszuweisungen überhäuft« werden und es für Mütter und Väter immer schwieriger wird, eigene Vorstellungen von einem zuträglichen Zusammenleben zu reali-

²⁸ SCHWEITZER (2005), 19.

²⁹ SCHWEITZER (2005), 19f.

³⁰ EBERTZ (1999), 27.

³¹ Vgl. in salutogenetischer Perspektive: SCHÖNBERGER / KARDORFF (2010), 197 und in religionspädagogischer Perspektive: DOMSGEN (2012).

sieren, »ohne sich vor Wissenschaft und Gesellschaft rechtfertigen zu müssen.«³² Zudem ist es nicht so, dass bestimmte Familienkonstellationen eindeutig gesundheitsförderlich sind. Am Beispiel der Ehe lässt sich das vor Augen führen. Zwar sind Verheiratete gesünder als Ledige. Allerdings hängt dies nicht kausal mit der Ehe zusammen, sondern vielmehr mit Selektionsprozessen beim Eingehen der Ehe. Bei schlechter Gesundheit ist die Heiratswahrscheinlichkeit bei Männern um 45 Prozent und bei Frauen um 49 Prozent geringer als bei guter Gesundheit. »Die Frage: Gesund durch die Ehe? ist also dahin gehend zu beantworten, dass sich der gesundheitsförderliche Effekt durch die Selektion bei der Eheschließung einstellt und im Verlauf der Ehe weitgehend beibehalten wird. Verheiratete profitieren demnach nicht von der Eheschließung und kommen bestenfalls gesund durch die Ehe.«³³

Insofern gilt es, die Perspektive zu ändern. Es geht weniger um das Erreichen einer fest stehenden Norm. Ein solches Vorgehen steht in der Gefahr, nur auf Problemlagen zu schauen. Wer aber nur »Defizite sieht, wird die [...] (Potentiale; M.D.) übersehen«³⁴, die unbezweifelbar auch gegeben sind. Es geht deshalb darum, die vorfindlichen Konstellationen nach ihren Chancen abzuklopfen und dort anzusetzen. Dabei kann vor allem der religionspädagogische Diskurs einiges vom salutogenetischen lernen, so zum Beispiel, wenn die Logik der Anerkennung stark gemacht und betont wird, dass Familien in prekären Lebenslagen in ihrer individuellen Normalität sowie der Normalität ihres Milieus zu respektieren seien und von dort her gefragt werden müsse, »was diesen Familien an Autonomiepotentialen zugemutet werden kann«. »Zumutbarkeit« wird hier also »zu einer zentralen Kategorie«³⁵ des Handelns und verdeutlicht so eindrücklich, welche enorme Veränderungen aus der Perspektive der Familien zu bewältigen sind, wenn sie sich auf die von außen herangetragenen Zielperspektiven einlassen will.

Zum anderen ergeben sich eine Reihe an gemeinsamen Herausforderungen auch aus einer inhaltlichen Nähe. Denn Salutogenese und Religion scheinen unter bestimmten Voraussetzungen zusammenzugehören. So fällt auf, dass »Kinder aus religiösen Familien [...] eher Resilienz zu entwickeln« scheinen »als Kinder aus nichtreligiösen Familien.«³⁶ Allerdings ist an dieser Stelle Vorsicht vor zu schnellen Rückschlüssen geboten. »Der Glaube kann eine bedeutende, allerdings auch begrenzte soziale und personale Ressource für subjektives Wohlbefinden sein.«³⁷ Er ist es aber nicht per se. Der »Mehrwert«, den Religiosität in sich birgt, »dürfte grundsätzlich davon abhängen, ob relevante Glaubensüberzeugungen so zentral und konkret verinnerlicht werden,

³² OHLBRECHT / SCHÖNBERGER (2010), 20.

³³ UNGER (2007), 21.

³⁴ HILDENBRAND (2010), 84.

³⁵ OHLBRECHT / SCHÖNBERGER (2010), 15.

³⁶ KRAUSE / LORENZ (2009), 75.

³⁷ GROM (2007), 257. Vgl. BUCHER (2007), 100-145.

dass sie die wohlfindensbedeutsamen Bewertungsprozesse innerhalb der Emotionsregulation mit ihren Befriedigungsstrategien beeinflussen – und nicht allgemeine feiertägliche Bekenntnisformeln und damit ›kalte‹ Kognitionen bleiben.«³⁸ Das trifft auch auf rituelle Handlungen wie das Gebet zu, das nicht per se emotionsregulativ wirkt.³⁹ Nicht nur aus theologischen Beweggründen heraus ist an dieser Stelle an die Problematik der Reduktion von Religion auf einen Zweck zu erinnern. Auch christliche Religion lässt sich nicht verzwecken. Salutogenetisch funktional kann sie nur sein, wenn sie nicht nur funktional im Blick ist. Denn die positiven Auswirkungen auf Gesundheit und Wohlbefinden stellen sich quasi nebenher ein. Resilienz und Gesundheitspotentiale entstehen eher unintendiert. Sie sind eingebaut in Alltagsrituale und Kommunikationen. Gesundheit ist dabei »keineswegs expliziter Mittelpunkt des Familienlebens, sondern ein Teilaspekt lebensweltlich verankerter Gewohnheiten, Rituale und Lebensweisen, die von Werten und Einstellungen getragen werden.«⁴⁰ In diesem Sinne kann auch Religion salutogenetisch wirken. Allerdings ist das Wissen darüber, wie dies in den verschiedenen Familienkonstellationen und Milieus zustande kommt, gegenwärtig noch sehr gering. Hier sind weitere Forschungen notwendig. Noch ist nicht eindeutig geklärt, welche Faktoren in welchen Konstellationen bestimmte Wirkungen zeigen. Auch ist nicht gänzlich klar, wie Kohärenzgefühl entsteht und weitergegeben wird. Praktisch-theologisch wäre dabei von großem Interesse, wie Kohärenzgefühl und Copingstil aufeinander abgestimmt sind. Denn schon Antonovsky hatte darauf hingewiesen, dass ein starkes Kohärenzgefühl nicht per se mit einem bestimmten Copingstil einhergeht. Er schreibt: »Die Person mit einem starken SOC wählt die bestimmte Coping-Strategie aus, die am geeignetsten scheint, mit dem Stressor umzugehen, dem sie sich gegenüber sieht. Oder, wie ich es lieber ausdrücken möchte, sie wählt aus dem Repertoire generalisierter und spezifischer Widerstandsressourcen, die ihr zur Verfügung stehen, die Kombination aus, die am angemessensten zu sein scheint.«⁴¹ An dieser Stelle wäre zu fragen, unter welchen Bedingungen und bei welchen Anlässen dabei auf christliche Religion zurückgegriffen wird bzw.

³⁸ GROM (2007), 256f.

³⁹ So zeigt die Untersuchung von DEMMRICH (2014), dass ein Großteil nicht religiös sozialisierter Jugendlicher betet, obwohl sich in ihrem familialen Nahumfeld keinerlei Anregungspotential dafür aufzeigen lässt. Die Jugendlichen selbst geben ein experimentelles Ausprobieren des Gebetsrituals im Sinne eines Trial-and-Error-Lernens an. Die grundlegenden Impulse kommen also nicht aus der Familie. Vielmehr beten sie durch außerfamiliale Kanäle, primär die Medien, mittels Modelllernen und sozialer Bestätigung. Zugleich lässt sich für sie eine hohe emotionsregulierende Relevanz aufweisen, ganz im Gegensatz zu einem großen Teil derjenigen Jugendlichen, die religiös sozialisiert wurden und sich das Gebet im Zuge des Modelllernens angeeignet haben.

⁴⁰ OHLBRECHT / SCHÖNBERGER (2010), 20.

⁴¹ ANTONOVSKY (1997), 130.

zurückgegriffen werden könnte. Von Antonovsky lässt sich lernen, dass Kohärenzgefühl und Copingstrategie nicht deckungsgleich sind, obwohl sie miteinander zusammenhängen. Das unterstreicht noch einmal, wie wichtig eine gelingende Sozialisation für die Ausbildung einer christlichen Religiosität ist, auch wenn diese noch nicht oder nur in Ansätzen realisiert worden ist.

Gegenwärtig rückt praktisch-theologisch die Bedeutung der Familie als religiöse Sozialisationsinstanz sehr stark in das Blickfeld des Interesses. Das ist sachlich vollkommen gerechtfertigt, darf aber nicht zu einer Instrumentalisierung von Familie führen. Vieles spricht dafür, dass sich Sinnhaftigkeit und Kohärenzsinn ebenso wie Religiosität »im unmittelbaren Alltag der Menschen uno actu (also im Vollzug dieses Alltags) ausbildet und somit nur begrenzt durch sozialmanipulative Eingriffe in soziale Settings machbarer, erneuerbar und reproduzierbar ist. [...] Die Zukunft des Salutogenese-Konzeptes scheint so auch weniger in von außen herangetragenem Sinnvermittlungsangeboten zu liegen als vielmehr im Aufspüren von salutogen wirkenden Alltagsroutinen, die dann einer besonderen Pflege zugeführt werden müssen.«⁴² Hier kann es dann auch zu einer heilsamen Verknüpfung beider Perspektiven kommen. Die Kommunikation des Evangeliums passiert nicht losgelöst von sonstigen Kommunikationsprozessen, sondern ist in sie eingebettet. Insofern kommt es darauf an, »allgemein menschliche Kommunikationsformen auf die Nähe der Gottesherrschaft hin durchsichtig zu machen.«⁴³ Dazu müssen sie nicht erst einer bestimmten Norm genügen oder eine spezifischen kulturellen Formung unterliegen.

Die Kommunikation des Evangeliums ist keine vorab festliegende Kommunikation, sondern ereignet sich, wobei beide Kommunikanten daran ihren Anteil haben. Eine solche Sichtweise eröffnet neue Chancen einer milieusensiblen familienpädagogischen Arbeit. Es geht nicht darum, vermeintliche Anknüpfungspunkte zu identifizieren, um anschließend den Menschen die im Vorab feststehenden Dogmen zu verkaufen. Vielmehr geht es darum, in gemeinsamer Verständigung nach der Bedeutung vom Evangelium zu suchen – und damit zu rechnen, auch von Menschen außerhalb der bildungsbürgerlich geprägten Kirchenmilieus theologisch lernen zu können.

Durch die Kommunikation des Evangeliums soll es zu einem vertieften Verständnis und einer erfüllenden Praxis des Menschseins kommen. Wichtig dafür ist, dass vorfindliche Kommunikationen mit der Botschaft des wirkenden Gottes in Berührung kommen und von dorthin eine Veränderung erfahren. Dabei spielen zwei Aspekte eine Rolle, die mit dem Begriff der »Durchsichtigkeit« gut eingefangen werden können. Es geht um ein vertieftes Sehen und um ein kritisches Durchschauen.

Beispielhaft vor Augen führen kann man sich das hier liegende Potential an der Deutung des aaronitischen Segens in Verbindung mit dem abendlichen

⁴² BAUCH (2010), 189.

⁴³ BAUCH (2010), 5.

Zu-Bett-Geh-Ritual. »Wenn die Mutter sich lächelnd über das Bett des Kindes beugt, geht für das Kind die Sonne auf. Seine Existenzgrundlage wendet sich ihm zu. Im Bereich religiöser Sprache wird dieses Bild vom aaronitischen Segen [...] aufgenommen: ›Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir, der Herr erhebe sein Angesicht auf dich.«⁴⁴ Der christliche Glaube ist nicht etwas schlichtweg anderes als unsere zwischenmenschlichen Erfahrungen. Er stellt sie allerdings in ein neues Licht. Diese neue Sichtweise wiederum kann dazu verhelfen, Ereignisse neu zu verstehen und einzuordnen sowie auf Handlungsoptionen in der Auseinandersetzung damit zurückgreifen zu können, die eigene Möglichkeiten übersteigen. Hilfreich dafür ist ein spezifischer Referenzrahmen sowie im Idealfall ein soziales Netz, das aktivierend hinzugezogen werden kann.

Religiosität und Wohlergehen sind im Zusammenhang zu sehen, auch wenn es keine schlichte Zuordnung und Festlegung zwischen beiden gibt. Aber beides meint »mehr als bloßes Funktionieren« und erfordert eine Perspektive, »die anerkennt, dass Menschen sich wohl fühlen, wenn sie selbstsorgsam und selbstverantwortlich handeln können.«⁴⁵ Dies braucht eine Kirche, die offen ist für unterschiedliche Lebensstile und Milieus.

Die bisher vorgelegten Milieustudien verdeutlichen auf eindrückliche Weise, dass kaum ein Aspekt kirchlichen Handelns unbeeinflusst ist von milieubedingten Einstellungen, Interessen oder Vorlieben. Entsprechend komplex stellt sich die Aufgabe dar, Milieugrenzen überschreitend Evangelium zu kommunizieren.

Familienpädagogik im Raum der Kirche darf nicht auf die salutogentische Perspektive reduziert werden. Allerdings kann sie in der Auseinandersetzung mit ihr einiges lernen. Eine der wichtigsten Erkenntnisse liegt dabei darin, Menschen in einen Prozess hineinzunehmen, der sie voranbringt und ihnen neue Verwirklichungsspielräume eröffnet. Aufgenommen werden könnte das in einer größeren konzeptionellen Perspektive, die dazu verhilft, Autonomiegewinne von Menschen auch dann zu würdigen, wenn dabei professionelles Handeln in Frage gestellt wird. Dies erfordert auf Seiten der Professionals eine Sensibilität für Gefühlslagen zwischen Macht und Ohnmacht sowie die Bereitschaft zur konsequenten Ausrichtung an den Bedürfnislagen der Menschen. Wichtige Impulse dafür können hier die Diskurse um Empowerment geben, die in verschiedenen Feldern geführt werden und auch religionspädagogisch einiges Potential bergen.⁴⁶

Bei alledem gilt, dass der Familienperspektive auch mit Blick auf andere Handlungsfelder eine grundlegende Bedeutung zukommt. Als synthetisierender Lernort, wo alles zusammenläuft und unterschiedliche Impulse zu verarbeiten sind, werden gegenwärtige Entwicklungen wie in einem Brennglas

⁴⁴ FRAAS (1993), 169.

⁴⁵ OHLBRECHT / SCHÖNBERGER (2010), 18.

⁴⁶ Vgl. zum schulischen Bereich: DOMSGEN, Sensibilisieren (2014), DOMSGEN (2013).

verdichtet. Hier schlagen sich die Anforderungen nieder, denen Menschen heute ausgesetzt sind. Hier zeigen sich allerdings auch Perspektiven für die Kommunikation des Evangeliums, die gegenwärtig noch zu wenig im Blick sind. Der salutogenetische Blick kann dazu verhelfen, sie präziser wahrzunehmen.

5. LITERATUR

- ANTONOVSKY, ANTON, Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit, Tübingen 1997
- BAUCH, JOST, Gesundheit als sekundäre Zweckmäßigkeit von familialen Alltagsroutinen, in: OHLBRECHT, HEIKE / SCHÖNBERGER, CHRISTINE (Hg.), Gesundheit als Familienaufgabe. Zum Verhältnis von Autonomie und staatlicher Intervention, Weinheim, München 2010, 176-190
- BERTRAM, HANS, Familienwandel und Generationenbeziehungen, in: BUBA, HANS PETER / SCHNEIDER, NORBERT F. (Hg.), Familie. Zwischen gesellschaftlicher Prägung und individuellem Design, 1996, 61-79
- BUCHER, ANTON, Psychologie der Spiritualität. Handbuch, Weinheim, Basel 2007, 100-145
- DEMRRICH, SARAH, Religiosität und Rituale: Empirische Untersuchungen an ostdeutschen Jugendlichen, Diss. Uni Halle, Halle 2014
- DOMSGEN, MICHAEL / SPENN, MATTHIAS (Hg.), Kirche und Familie. Perspektiven für die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland, Leipzig 2012
- DOMSGEN, MICHAEL, Familie und Religion. Grundlagen einer religionspädagogischen Theorie der Familie, Leipzig ²2006
- DOMSGEN, MICHAEL, Perspektiven der Konfirmation in Ost und West. Jugendliche und ihre Familien stärken – Konzeptionelle Überlegungen in Auseinandersetzung mit Ansätzen des Empowerment, Vortrag auf dem Symposium »Bei dir, Jesu, will ich bleiben ...« im Museum in Franken in Bad Windsheim am 22.6.13.
- DOMSGEN, MICHAEL, Sensibilisieren – Plausibilisieren – Vor Augen führen. Aufgabenformate für das gemeinsame Lernen mit Konfessionslosen, in: Zeitschrift für Pädagogik und Theologie 66, Heft 4, 2014
- DOMSGEN, MICHAEL, Welche Kirche brauchen Familien? Eine Antwortschizze in sechs Schritten, in: epd / D 2014
- EBERTZ, MICHAEL N., Einseitige und zweiseitige liturgische Handlungen, in: KRANEMANN, BENEDIKT / NAGEL, EDUARD / NÜBOLD, ELMAR (Hg.), Heute Gott feiern. Liturgiefähigkeit des Menschen und Menschenfähigkeit der Liturgie, Freiburg i.Br. 1999, 14-38
- FRAAS, HANS-JÜRGEN, Die Religiosität des Menschen. Ein Grundriß der Religionspsychologie, Göttingen ²1993
- GROM, BERNHARD, Religionspsychologie, München ³2007
- HILDENBRAND, BRUNO, Wie kann angesichts prekärer Lebenslagen Resiliens in Familien entstehen?, in: OHLBRECHT, HEIKE / SCHÖNBERGER, CHRISTINE (Hg.), Gesundheit als Familienaufgabe. Zum Verhältnis von Autonomie und staatlicher Intervention, Weinheim, München 2010, 68-86
- HÖRSTER, REINHARD, II.1. Pädagogisches Handeln, in: KRÜGER, HEINZ-HERMANN / HELSPER, WERNER (Hg.), Einführung in Grundbegriffe und Grundlagen der Erziehungswissenschaft, Opladen, Farmington Hills ⁹2010, 35-43

- KAUFMANN, FRANZ-XAVER, Zukunft der Familie im vereinigten Deutschland: Gesellschaftliche und politische Bedingungen, München 1995
- KRAUSE, CHRISTIAN / LORENZ, RÜDIGER-FELIX, Was Kindern Halt gibt. Salutogenese in der Erziehung, Göttingen 2009
- OHLBRECHT, HEIKE / SCHÖNBERGER, CHRISTINE, Die Familie im aktuellen Gesundheitsdiskurs – eine Positionsbestimmung, in: DIES. (Hg.), Gesundheit als Familienaufgabe. Zum Verhältnis von Autonomie und staatlicher Intervention, Weinheim, München 2010, 7-24
- OHLBRECHT, HEIKE, Soziale Exklusionsbedrohung, Armut und Gesundheit in Familien. Zu den veränderten Bedingungen alltäglicher Lebensführung, in: DIES. / CHRISTINE SCHÖNBERGER (Hg.), Gesundheit als Familienaufgabe. Zum Verhältnis von Autonomie und staatlicher Intervention, Weinheim, München 2010, 47-67
- SCHNABEL, PETER-ERNST, Gesundheit(s)-Sozialisierung in der Familie, in: OHLBRECHT, HEIKE / Schönberger, CHRISTINE (Hg.), Gesundheit als Familienaufgabe. Zum Verhältnis von Autonomie und staatlicher Intervention, Weinheim, München 2010, 25-46
- SCHNEEWIND, KLAUS A., Familienentwicklung, in: OERTER, ROLF / MONTADA, LEO (Hg.) Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch, 1995, 128-166
- SCHÖNBERGER, CHRISTINE / KARDORFF, ERNST VON, Die generationale Tradierung von Gesundheitskapital in der Familie, in: OHLBRECHT, HEIKE / SCHÖNBERGER, CHRISTINE (Hg.), Gesundheit als Familienaufgabe. Zum Verhältnis von Autonomie und staatlicher Intervention, Weinheim, München 2010, 191-211
- SCHÜTZE, YVONNE, III.1 Familie, in: KRÜGER, HEINZ-HERMANN / HELSPER, WERNER (Hg.), Einführung in Grundbegriffe und Grundlagen der Erziehungswissenschaft, Opladen, Farmington Hills 2010, 171-180
- SCHWEITZER, FRIEDRICH, Wirkungszusammenhänge religiöser Familienerziehung. Ergebnisse der Tübinger Familienstudie und religionspädagogische Konsequenzen, in: BIESINGER, ALBERT U. A. (Hg.), Brauchen Kinder Religion? Neue Erkenntnisse – Praktische Perspektiven, Weinheim, Basel 2005, 11-21
- UNGER, RAINER, Gesund durch die Ehe? Gesundheitsentwicklung und Gesundheitsverhalten von Verheirateten, in: BiB-Mitteilungen, 28 (2007), H. 4, 17-22